

Aus der Werkstätte des Mundartdichters

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **11 (1955)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus der Werkstätte des Mundartdichters

(Schluß)

Erst nachdem mein „Stammbuech“ (1937) erschienen war, trat ich zu einem Gang durch unsern schweizerdeutschen Dichtergarten an, welchen ich auf der Hochschule mit keinem einzigen Worte hatte erwähnen hören. Die Dichtungen in zeitlich und räumlich fernen Sprachen wurden gewürdigt; was aber in der Sprache, welche die Studenten selber redeten, an Dichtung vorlag, wurde geflissentlich verschwiegen. Konnte man diese wohl zu gut, als daß sich die Besprechung gelohnt hätte, oder war sie durchgängig so mindern Wertes, daß sich die Erwähnung nicht verantworten ließ? Beides war nicht der Fall. Wie viele Blumen schattenhalb standen, erkannte ich, als ich im Auftrage des „Schweizer-Spiegel“-Verlages den sog. „Schwyzer Meie“ (1938) büschelte, der ein rechtes Hausbuch geworden ist und vielen Lesern lyrische Poesie anderer Sprachlandschaften öffnete. Den entsprechenden Dienst leisteten zu gleicher Zeit für die erzählende Prosa die liebevolle und reiche „Schwyzer Schnabelweid“ des Zürcher Dichters Traugott Vogel und die Schallplatten-sammlung „Soo rededs dihäi“ von Eugen Dieth. Die Aufnahme dieses Buches darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Mundartdichter kaum je Aussicht hat, von seinem Schaffen leben zu können. Außer den erfolgreichsten Erzählungen Rudolf von Tavelis und dem beliebten „Gwunderchratte“ Alfred Huggenbergers hat wohl nie eines unserer Mundartbücher eine fünfstelligen Auflagenziffer erlebt. Das heißt unerbittlich, daß ein Mundartdichter entweder reich oder von Gönnern umgeben sein muß oder aber aus anderm Schaffen zu leben hat. Nun, das ist allerdings ein Merkmal, das die Mundartdichter mit dem gesamten Poetenstand teilen.

Die drei erwähnten Sammlungen erschienen gleichsam in elfter Stunde. Es waren Weckrufe und konnten Notvorrat der Seele werden. Eine Bernerin erzählte mir aus ihrer Jugendzeit, bei drohendem Gewitter habe man die Kinder in die Stube gerufen und im Wetterleuchten jedem ein Bündel in die Hand gedrückt, das heißt das Nötigste mitgegeben, das man bei Blitzeinschlag mit sich aus dem brennenden Hause hätte flüchten müssen. Damals zuckten die Blendlichter politischer Feuerwerker und bald die Flammen des Zweiten Weltkrieges rund um das

Schweizerhaus. Da mußte man sich darauf besinnen, was für Leib und Seele notwendig war. Es war ein großes Erlesen. Man musterte das Muttergut des Volkes.

In diesem Bestreben und in der Klarheit, daß es jetzt die Geister auf das Echte und jenes Eigene, das nicht nur unserm Volke zugute kommt, auszurichten galt, gab ich mein geliebtes Lehramt auf und verschrieb mich für die Zeit der Scheidung der Geister im Hauptberufe der innern Festigung der Eidgenossenschaft und der Abwehr des braunen Ansturms. Ich wollte meinen Beitrag dazu leisten, daß die schweizerisch-deutsche Grenze standhalte, auch wenn sonst alle Grenzen rund um das Dritte Reich überrannt werden sollten. Manche bisher lose Bekanntschaft wurde darüber zur Notgemeinschaft. Ein großes Händereichen schloß diejenigen zusammen, die abgerechnet hatten. In diesem Ringe stand auch ein junges Mädchen, das meine Frau wurde, obschon es genau wußte, was uns bevorstand, wenn die Landeszüne wankten. Bei all jener Rechenchaft vor Arbeitern, Studenten, Soldaten und Politikern erkannte ich, welche Kräfte einem Redner aus der gesunden Mundart zuwachsen können. Ich habe die Rede stets als eine dichterische Kunstform betrachtet, die mit aller Sorgfalt vorbereitet, dann aber wenn möglich frei gehalten werden soll. Wer glaubt, eine mundartliche Rede bedürfe geringerer Vorbereitung als eine hochdeutsche, ist nicht nur ungerecht gegen die heimische Sprache und unhöflich gegen seine Hörer, sondern setzt sich auch der Gefahr aus, ins Blaudern abzugleiten. Wahre Mundart aber spendet das Gegengift gegen falsche Töne: die Phrase bricht in der Mundart rascher zusammen als in einer mit Fremdwörtern gespickten Buchsprache. So waren aus unsern vaterländischen Ansprachen Hochglanzwörter wie Solidarität und Patriotismus verbannt; auch der Biedermeierstil rund um die Mutter Helvetia war verpönt. Dafür gewannen alteidgenössische Worte wie Allmei, Rütli, March und vor allem das hochverpflichtende Wort „Eidgenossen“ die alte Landskraft zurück.

In solcher Arbeit mitten im Volke ergab sich das Schauspiel wie von selbst. Schon im Jahre 1934, als in Deutschland Tellenspiele in Parteiuniformen aufgeführt wurden, hatte ich mit meinem Freunde Fridolin Hesti eine „Reihe schweizerischer Volksspiele“ ins Leben gerufen, die vorab dank der Mitarbeit von Cäsar von Arx auf die große Zeit des Schweizer Volkstheaters im 16. Jahrhundert zurückgriff. Wie einst

im alten Griechenland, so hatte die Eidgenossenschaft ihre Schicksalsfragen, oft in geschichtliche Gestalt eingehüllt, vor freier Volksgemeinschaft aufgeworfen. War nun nicht wieder eine Zeit der Entscheidung angebrochen, die zum freien Wort, zum freien Spiele drängte? In dieser Sicht entstanden meine Schauspiele „Beresina, es Spnl vum Thomas Legler und seiner Allmei“ (1939) sowie der „Meischer Zwingli“ (1943). Melchior Dürst führte sie mit dem Glarner Heimatschucktheater sehr wirksam auf. Das Beresina-Spnl wurde in eine Anzahl anderer Mundarten übertragen. Das deutet nun zugleich eine Erschwernis der mundartlichen Dramatik an: wird sie von Truppen außerhalb der engern Sprachheimat des Werkes aufgeführt, so bedarf sie einer sorgfältigen Übersetzung. Eine solche Übertragung wird besonders dann zu einer künstlerisch anspruchsvollen Arbeit, wenn Verse vorliegen. In meinem Legendenpiel „Arjus“ machte ich den Versuch, mich völlig vom Naturalismus zu lösen. Neben der gebundenen Form führte ich auch den Choral ein, der — ähnlich den griechischen Chören — die Handlung begleitet und deutet. Diese Choräle waren, entsprechend unserm Kirchenbrauch, in hochdeutscher Sprache gedichtet. Solche Zweisprachigkeit betonte die gleichsam zweischichtige Bühne und hielt als eine Art vox caelestis einen Oberton durch. Die Orgel des Festspieles verlangte später noch weitere Register. „Das gerettete Land“ (1947), welches das Linthwerk Hans Conrad Eschers von der Linth ehrte, fügte Gesänge in Mundart ein, erst recht das eidgenössische Festspiel „Frau Musika“ (1948). Im neuesten Spiel „Unser Bär im Bund“ (1954) sprechen alle Boten der acht alten Orte im Tagsatzungsbild in ihrer Mundart, was mich mühsame Gutachten kostete, denn die verschiedenen Gewährsleute für einwandfreies, gereimtes Züritüütsch, Urnertüütsch usw. waren nicht ein Herz und eine Seele und auch nicht ein Mund und ein Wortschatz.

Fragen Sie mich, welchen Dienst die Mundart dem Dramatiker leiste und wo sie sich ihm versage, so darf ich auf einen Vortrag im 16. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur (1946) hinweisen, worin ich dieser Frage mit vielen Beispielen nachging. Hier sei nur das Grundsätzliche festgehalten: Schauspiel heißt gesprochenes Wort, das Bühnenwort soll Leben stiften. Wie sollte da die Mundart dienstuntauglich sein! Kein Zufall, daß die Mehrzahl der Mundartbücher Spielhefte sind, das heißt Texte, die zum Sprechen geschrieben

worden sind. Die Mundart kennt und liebt den trägen Redesatz; sie ist oft bündig wie ein Sprichwort und hat ihre Lust an der Gegenüberstellung. Das sind lauter Tugenden der Bühnensprache, wenn wir auch hier eine Seltsamkeit, ja ich möchte sagen einen Mangel nicht verschweigen wollen: die Mundart hat kein Gegenstück für das schriftdeutsche Wort „sondern“. Neue Wörter einzuführen, darf sich der Mundartdichter beinahe noch weniger leisten als der Dichter der Hochsprache. Man verlangt von ihm (und ich bin nicht überzeugt, daß dies ein unbedingter Vorzug eines Gestalters in einer lebendigen Sprache sei!), daß er sich ganz ans Hergebrachte halte. Der Sprachschöpfer gilt beinahe als Abtrünniger, der mit treuhänderisch anvertrautem Gute eigenwillig umgeht. Wiewohl ich im Grunde diese Ansicht nicht rundweg billige, befolge ich die Forderung nach Sprachtreue doch eifriger, als mir eigentlich künstlerisch lieb ist. Nur wunderwunderfelten wage ich ein Neuwort. Ein Beispiel möge zeigen, wie viele Gründe zusammenwirken mußten, um das Abenteuer zu unternehmen. Im Zwingli-Spnl will der Kriegstreiber Kardinal Schiner die Zürcher, welche im Vorfelde von Marignano Miene machen, gleich den Westschweizern abzuführen, bei der Stange halten, und er ermuntert den Zürcher Bürgermeister: „Rededene dry halbwältsche Schultheße emal zürizünftig i ds Gwüsse!“ Das Wort „zürizünftig“ ist neu. Ich wählte es als Wort, das aufzufallen hatte; es hat zudem mit seiner zischenden Wiederholung der beiden zü und den i der folgenden Silben eine schnittige Wirkung; auch kommt es uns als eine Steigerung des an sich kräftigen Wortes zünftig vor, das ja nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine sittliche Bedeutung hat, und schließlich spielt der politische Gegensatz hinein: dort wendige Aristokraten, hier standhafte Zünfte. Daher das zürizünftig.

Fügen wir hier einen Vergleich ein, der erweisen möge, worin sich Mundart und Schriftsprache voneinander abheben. Friedrich Schiller und Paul Schoeck haben in ihren Tell-Dramen die Rettung des Helden unter ähnlichen Umständen dargestellt: am Ufer sehen Landleute das Herrenschiß in Seenot, und unvermutet erscheint Tell bei ihnen. Dabei macht es wenig aus, daß bei Schiller der Fischer und sein Knabe unter offenem Himmel stehen, bei Schoeck aber die Uferleute in der Gaststube der Suß zu Brunnen sitzen, in welcher ja das ganze Stück in der Mundart der Ortschaft vor sich geht. Der zweite Akt beginnt

mit folgendem Gespräch:

Der alt Wirz: So isch der Satan doch gfare!
Wirz: Dr gälb höch Schnabel, die schwarztchäggete Windlade und dr rot Sägelbaum — zwifelsohni, 's isch d's Herrejaßli!
Betschard: Dr Sägel hed's na trurig verfäzet . . .
Suter: Si tribid gradus gäge Mythestei zue. Wenn s' det ume chömid —. Jeg hed's äs drtwäreki (= seitwärts) gleid!
Wirz: Si mögid wider kehre . . .
Suter: Äs mueß scho vil Wasser im Naue ha . . .
Frau Wirz: Und dr Fäll i dem Schiff usse! (Tell erscheint!)
— — — —

Der alt Wirz: Gertrud, frag was dr Jeger da will! Gang Chind!
Frau Wirz: Was isch gfelig?
Tell: Chan ich hie öppis z'trinke ha, Frau?
Frau Wirz: Mier hend guete hiesige Moscht. Söll ich iich es Chänteli bringe?
Tell: Ja, bringidlehr eis!

Auch Schiller beginnt mit dem entsprechenden Auftritt einen neuen Aufzug. Wir entnehmen dem Gespräch zwischen Vater und Sohn die nachfolgenden Stellen:

Fischer: O Unvernunft des blinden Elements!
Mußt du, um einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mitsamt dem Steueremann verderben!

Knabe: Sieh, sieh, sie waren glücklich schon vorbei
Am Buggisgrat, doch die Gewalt des Sturms,
Der von dem Teufelsmünster widerprallt,
Wirft sie zum großen Argenberg zurück.
Ich seh' sie nicht mehr.

Fischer: Dort ist das Hakmesser,
Wo schon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn sie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zertrümmert an der Fluh,
Die sich gähstozig absenkt in die Tiefe.
Sie haben einen guten Steueremann
Am Bord: könnt einer retten, wär's der Tell;
Doch dem sind Arm' und Hände ja gefesselt (Tell erscheint!)

Knabe: Sieh, Vater, wer der Mann ist, der dort kniet?
Fischer: Er faßt die Erde an mit seinen Händen
Und scheint wie außer sich zu sein.

Knabe: Was seh' ich! Vater! Vater! Kommt und seht!
Fischer: Wer ist es? — Gott im Himmel! Was! Der Tell?
Wie kommt Ihr hieher? Redet!

Knabe:

Wart Ihr nicht

Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?

Fischer: Ihr wurdet nicht nach Rißnacht abgeführt?

Tell: Ich bin befreit! (steht auf)

Fischer und Knabe: Befreit! O Wunder Gottes!

Also Schillers begeisterte Poesie! Ein hohes Pathos spricht sich aus, die Gefühle strömen dahin, doch der Vers dämmt alle Leidenschaft. Bei Schoeck hören wir knappe, gepresste Sätze. Sie sind förmlich geladen mit verhaltener Kraft. Alles atmet die herbe Würze der Wirklichkeit. Wir spüren: Ja, so sind wir, so reden wir. Es ist nicht das bessere, schönere Wir wie bei Schiller. Daher empfinden wir auch kaum jene veredelnde Kraft der Klassik, sondern die Bestätigung unseres erdgebundenen Wesens, worauf der Naturalismus ausging. Aber der Unterschied erschöpft sich nicht im Unterschied der beiden Zeitstile. Die Sprache ist mitbeteiligt. Wir rufen zwei Worte in Erinnerung, das erste und das letzte. Bei Schiller heißt der Einsatz: „O Unvernunft des blinden Elements!“ Das ist ein Aufschrei eines Denkers, der den Widersinn des Geschehens beklagt (der Fischer könnte Lessing heißen oder den Namen eines andern Aufklärers tragen!). Der alte Wirz bei Schoeck aber knirscht: „So isch der Satan doch gfare!“ — Bei Schiller endet der Auftritt wieder im ausweitenden Ruf: „Befreit! O Wunder Gottes!“ Und gleich könnte ein hymnischer Chor mit vollem Orchester ein Laus Deo anstimmen. Bei Schoeck geht es um sehr irdische Dinge. Da ist die Rede von einem „Chänteli guete hiesige Mofcht“. „—“ „Ja, bringid iehr eis“, sagt Tell. Und doch ruft keiner aus dem Zuhörerkreis: „Und mir gad au eis.“ Denn jene Worte des Geretteten umgibt bei aller Alltäglichkeit ein unheimlicher Zauber. Und der Augenblick des Trunkes ist nicht minder feierlich, als jene Stunde war, die Erzwater Noah nach dem Sinken der Sintflut erlebte.

Wer unter Ihnen auf einzelne Worte zu merken gewohnt ist, hat bemerkt, daß sich in Schillers Jamben ein Wort wie ein Findling ausnimmt. Es ist das Wort „gähstozig“, das sich hier in den hochdeutschen Zusammenhang so wenig einschleift wie bei Schoeck das „zweifelsohni“, das für mein Empfinden eher ein Amtschimmelchen wiehern als ein Urschweizer Bauer sagen könnte, er habe denn schon seine Zeit im Räte gefessen.

Vielleicht denkt mancher, die Mundart sei von Natur aus kaum in

der Lage, einen Gedanken auszudrücken; sie sei zu sinnhaft, zu wenig feinmaschig, um die reine Idee einzufangen. Vergleiche würden belegen, daß die Mundart in ihrer Gedankenlyrik gerne die Allegorie wählt, während die Schriftsprache die Ideen als solche ausdrückt. Wir müssen uns diese Gegenüberstellungen hier versagen, wie auch einen aufschlußreichen Vergleich zwischen dem Anfang des „Grünen Heinrichs“ von Gottfried Keller und den ersten Seiten von Albert Bächtolds „Tischelfink“, führt doch bei beiden Dichtern der Weg ins Leben des Romans über einen Friedhof, über den „Lootegarte“, wie der Schaffhauser Dichter sagt, übere „hellig Garta“, wie man im Bündner Valsertal den Gottesacker nennt. Es sei indessen neben dem erzmännlichen Beispiel der dramatischen Spannung noch ein Vergleich der behutsamen Stille angeschlossen, in welcher zwei Dichter das mädchenhafte, ja fast engelhafte Wesen ihrer Liebe besingen. Da steht Mörikes Geliebte vor uns, und wir schauen mit dem Dichter in ihr beseligendes Antlitz:

Wenn ich, von deinem Anschau tief gestillt,
 Mich stumm an deinem heil'gen Wert vergnüge,
 Dann hör' ich recht die leisen Atemzüge
 Des Engels, welcher sich in dir verhüllt.

Anders, aber wie ich glaube nicht weniger innig, bekennt Gottfried Keller am Schlusse des ersten Bandes des „Grünen Heinrichs“, daß er „ein zartes Frauenbildchen in seinem Herzen“ aufzustellen wagte. Es ist die holde Anna, und wir würden beinahe erschrecken beim Gedanken, daß diese Lichtgestalt von ihrem goldenen Altärchen niederstiege und schweizerdeutsch zu sprechen begänne. Aber diese Anna hat in der Welt Meinrad Lienerts immerhin eine Namensschwester, welcher das Schwyzertüütsch keinen Schimmer dämpft, noch die innige Verbindung von himmlischer und irdischer Liebe lockert. Das ist das „schüüch Anneli“:

's ischt eis wie n äs Chappeli
 mit me rote Töirli.
 Wänni nu der Heilig wär
 Dinne, teuff im Chöirli.
 Ha dur d Schibli inegluegt.
 Nüd isch dinne ghanged
 As es silbris Gloggespil,
 Wo ufs Lüte planged.

Ich überlasse es Ihnen, welchem Sänger Sie den Lorbeer reichen wollen. Sind Sie aber, gleich mir, von Herzen froh, wenn Sie nicht unerbittlich nach der Vorliebe gefragt werden, so bitten Sie noch um eine schöne Bauernlilie, und dann wissen Sie freilich, welchem Dichter Sie den Lorbeer und welchem aber die einheimische Ilge zu überreichen haben.

Sie bemerken auf Schritt und Tritt, daß ich bei aller Liebe zu unserer Mundart unsere angesehenere Welt- und Bildungssprache in keiner Weise herabmindern möchte. Im Gegenteil, ich wäre sehr unglücklich, wenn eines Tages das Dichten in beiderlei Sprachen als Anfang zu poetischer Vielweiberei verboten werden sollte. Ich würde flugs ein mundartliches Gedicht zum Preise der Hochsprache und ein hochdeutsches Protestgedicht zum Schutze der Mundart verfassen und darin, so gut es mir der Unmut eben erlaubte, beteuern, daß man zwar nicht zwei Herren, noch weniger zwei Frauen, wohl aber zwei Sprachen, zweierlei Deutsch zu dienen vermöge, und zwar aus Liebe, aus werktätiger Liebe.

Nun lese ich auf Ihren Lippen die Frage, wonach ich mich das eine Mal für die Mundart, das andere Mal für die Schriftsprache entscheide. Da muß ich Ihnen redlich sagen, daß ich dabei eigentlich gar nie von der Qual der Wahl befallen werde. Es kam gar nie vor, daß ich ein eigenes Gedicht erst in Mundart versuchte und nach dem Scheitern in Schriftsprache weiterformte oder umgekehrt; auch gar nie, daß ich das gleiche eigene Gedicht, nachdem es einmal fertig dalag, nachträglich als mein eigener ubersezer in die andere Sprache faßte. Diese Zweispurigkeit versuchte ich nur zwei-, dreimal bei ubersezungen aus einer fremden Sprache ins Deutsche, das heißt: als der Anstoß zur Arbeit von außen her kam. So entsinne ich mich, wie mich einst der Zürcher Komponist Hans Lavater um die deutsche Fassung eines von ihm bereits vertonten rätoromanischen Abendliedes bat, das ich ihm dann hochdeutsch und schweizerdeutsch vorlegte, damit er sich selber entscheide; er gab der mundartlichen Fassung „Es timmeret über de Matte“ den Vorzug. Und ich glaube, es wird uns bei einem der sehr seltenen Fälle, in welchem ein Mundartdichter, und zwar unser Altmeister Johann Peter Hebel, das gleiche Gedicht „Der Abendstern“ in zwei Fassungen veröffentlichte, nicht anders gehen. Greifen wir eine Strophe heraus, wo wirklich Zeile um Zeile übersezt worden ist:

Du bisch au wieder zitli do
Und lauffsch der Sunne weidli no,
du liebe schöne Obestern!
Was gilt's, de hätt'sch di Schmügli gern!
Er trippelt ihre Spure no
und cha si doch nit übercho.

Willkomm, willkomm! Schon wieder da
Und schon den salben Bergen nah,
Du lieber, schöner Abendstern?
Bei seiner Mutter wär' er gern.
Er trippelt nach mit mattem Schein
Und holt sie eben doch nicht ein.

Sie stimmen mir gewiß zu, wenn ich das Traute einer besinnlichen Abendstunde in der alemannischen Fassung besser eingefangen weiß. Wörter wie „zitli“, „weidli“ und „Schmügli“ tragen das Ihre dazu bei, und mag das Bild von den salben Bergen im Hochdeutschen auch seinen Stimmungswert haben, so wird dafür in der entsprechenden Mundartzeile die Sonne mit Namen genannt, womit man gleich weiß, wer das mütterliche Wesen ist, welchem der Stern sein Lichtlein nachträgt. In dieser mythenschaffenden Kraft lag ja Hebels Meisterschaft. Der Begnadete ließ ja nicht nur die Sonne als Wesen auftreten, sondern sogar die Zeitmaße, welche sie durch ihren Umlauf bestimmt, so daß die Tage selbst Gesicht und Sprache bekommen. Wer hätte je gedacht, daß Namen von Wochentagen personhaft werden könnten! Bei Hebel aber ist es überzeugend der Fall: „Der Samstag het zum Sunntig gseit: Sez hani alli schlofe gleit . . .“

Frage ich nochmals, da mir keine andern Auskünfte zugänglich sind, mich selbst, weshalb ich in einem bestimmten Falle ohne jegliches Besinnen in Mundart oder in Schriftsprache entwerfe, so weiß ich dennoch keinen andern Bescheid, als daß eben die erste Eingebung schon in einer der beiden Sprachen zu reden und, in Glücksfällen, zu singen beginnt. Von diesen Anfängen weiß der Dichter gewöhnlich wenig, weil sein ganzes Wesen vom werdenden Gedichte beansprucht wird. Immerhin haftet im Gedächtnis mitunter wenigstens etwas vom Drum und Dran, das nicht ohne Bezug auf die schaffende Mitte geblieben ist. So erinnere ich mich deutlich, wie ich vor etlichen Jahren in einem wissenschaftlichen Werke vom Davoser Schulmeister Hans Ardüser las, er sei sommers „mit Farben und Malerrüstig“ ausgezogen, um Häuser, Kirchen, Uhren, Fahnen und Wappen zu malen. In diesem Augenblick stand vor meinem Auge einer meiner Studienfreunde, der auf Fahrten so hingeeben malte, daß er zum Beispiel bei Skitouren auf den warmen See verzichtete, um mit seinem Treffnis an Warmwasser Aquarelle zu schaffen, weil das kalte Wasser schon unter dem Pinsel gleich gefror. Diese Erinnerung

ließ mich mein Buch weglegen. Ich sah nun vor mir österliche Haselstauden im grüngoldenen Blütenstaub, worunter unsere letzten Skispuren geendet hatten. Wie ich so nachsann, trat meine Frau ins Zimmer. Sie hatte eine Schar Mädchen, welche für ein Kinderheim gesammelt hatten, zu einem Vesper in den Garten eingeladen. Wir gingen mit Körben hinaus. Unsere eigenen Kinder kamen aus den Büschen herbei, um zu sehen, ob auch für sie etwas abfalle. Das ganze Kinderbild war übergoldet von einem warmen Septembertag. Noch am gleichen Abend schrieb ich das Gedicht, dessen Schlüsselwort jene altertümliche Wendung des Chronisten war: Malerruschtig! Da konnte ich gar nicht anders als mundartlich weiterfahren, und die Überschrift „Am Läbhag“ stellte sich in Erinnerung an die erwähnten Gesträuche wie von selbst ein, und dieses Wort schien mir auch etwas Wüchsiges und das ganze Leben Angehendes zu gewinnen, daß die Mundart gegeben und gerechtfertigt war, denn es ließ sich schlechterdings nicht gleichwertig übertragen.

Am Läbhag

Der Herbst nint sini Malerruschtig
 Und geht es bizli überland.
 Vor jedem Bäumli wird er gluschtig.
 Jetzt nint er Farb und Bänfel z Hand.

Lueg, d Bueche det händs mit em Bruune,
 Und ds Chriesilaub wird rot wie Füür.
 Da mues es Mänschehind gad stuune:
 „'s isch nie so schüü gsn, Herbst, wie hüür!“

Der Maler hät chuun Zyt zum Nigge —
 Nuch beited Bäum und Welder gar.
 E Farbewält zündt us de Bligge,
 E schüüs, e gfreuts, e gsägnets Jahr.

Zwei Maitli chänd im Stuudeschatte,
 Das ei bringt Beerli, dises Laub,
 Si sitzed sunnehalt i d Matte,
 Und ds Gras nint gly em Gschüeh der Staub.

Zum letschte Mal barfueß im Grüene!
 Si nänd di suubre Schueh i d Hand.
 Bim Gloggeglüüt vu Geiß und Chüehne
 Meinsch, ds Glügg gieng sälber überland.

Bleiben wir noch eine Weile im Kreise der Herbstgedichte! Beim Blättern in meinen Versbänden, die ich nach vergleichbaren Handlungen und Stimmungen sichtete, fand ich in der Tat zwei Gedichte, welche beide auf einen muntern Grundton gestimmt sind, eine Frucht besingen und den Genuß eines naiven Lebens loben. Der Leser wird dennoch Unterschiede, die gleichsam im „Klima“ der beiden Gedichte liegen, verspüren.

Der Kastanienbrater

Hier kann man Wärme kaufen!
Die braune Hand voll oder ganze Haufen.
Gewiß, für runde Nickelscherben
Kann man sich heißes Gold erwerben.
Ja, pures Südensonnengold,
In spröde Schalen eingerollt.

Die dunkeln Kugeln
In Düten rugeln.

Man knuspert erst und beißt dann drein!
Durch Nebel fickert Sonnenschein.

Und jede Frucht, die man sich reicht,
Birgt guten Duft, der lind entweicht.

Und jede Schale, die zerbricht,
Befreit ein frohes Sommerlicht.

Ein jedes mahnt mich an den Tag,
Da ich im Gras beim Grotto lag

Und, satt des dämmergrünen Lichts,
Mich umtauft' in den Taugenichts.

Man möchte in die Helle knien
Und danken für den Blick Tessin.

„Mein blauer Kalender“ (Atlantis-Verlag, Zürich)

Das rotbaggig Lied

Ich ha-n-e Dpfel funde
Im schattig-grüene Gras,
E rote, chugelrunde . . .
Du tänggisch: was isch au das!
Wer miech au druus e Gschicht
Und gar nuch es Gedicht!

Ich weiß es ja, ich Schwäärenöter,
Dis Abedrot isch drüümal röter.
Und doch! Es blybt derby —
Für hilt heißt d Melody:

Ich ha=n=e Öpfel funde
Im schattig-grüene Gras,
E rote, chugelrunde —
Härrgott, wie freut mi das:

Ich ha=n=e mit mer gnuh,
Am Lismer glänzig gribe,
I heiße Händ vertwarne luu
Und druuf das Liedli gschribe:

Ich ha=n=e Öpfel funde
Im schattig-grüene Gras,
E rote, chugelrunde —
Härrgott, wie freut mi das!

„Brinellisgärtli“ (Schudi & Co., Glarus)

Ich erwähnte vorhin ein Gedicht, über dessen Ursprung ich einige Auskunft zu geben vermochte. Gedichte können aber auch ein weiterzeugendes Eigenleben haben und uns eines Tages neu begegnen. Ein erschütterndes Beispiel dieser Art erlebte ich vor zwanzig Jahren, als ich einen treuen Freund am Ende einer wochenlangen Faltbootfahrt auf Main, Rhein und Mosel unvermutet infolge eines Herzschlages verlor. Wie ich die traurige Kunde seinen Eltern heimbrachte, führten sie mich in sein Arbeitszimmer, wo auf seiner Schreibmappe eines meiner Gedichte ausgeschnitten lag; es war kurz vor unserer Abreise in der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschienen und stammte aus schwerer Zeit.

Dreierlei Unstern

Drüü Ding sind tod-eländ:
E Chrangget uhni Änd,
E Liebi, wo verbrännt,
E Seel, wo Gott nüd kännt,

Bewahr doch, Stäärnehüeter,
Us schwachi Mäntschegmüeter
Vor söttig Uustäärn drüerlei
Und hol üs andertscht hei!

Wänn d's aber glych witt schigge,
So las üs nüd verfstigge

Im Fiebertuech,
Im Liebesfluech,
Gottlos as Ruech!

Im letschte-n Augeblig
Nicht uuf mis proche Gnigg!
Ich wett doch vor em Nidsiwangge
Nuch einmal uufrächt obfi tange.

(„Stammbuech“ 1937)

Wer nun aber glaubt, der Ausdruck meines neuen Schmerzes hätte unbedingt in gleicher Sprache erfolgen müssen, ginge auf falscher Fährte. Es war mir, als hätte ich nun in Mundart das Letzte gesagt, was ich damals im Kummer zu sagen vermochte. Jedenfalls fühlte ich eine Hemmung, im Tone des Gedichtes weiterzufahren, das meinem Freund wohl das letzte im Elternhaus begegnete Gedicht gewesen war. So un-
stet das Mundartgedicht in seiner ganzen Gangart gewesen war, so ruhig schritt das neue Gedicht dahin, in welchem ich den Weg zum Ja auch über großen Schmerz hinweg gefunden hatte.

Die Urne

Wer solchen Schlag erlitten,
Muß stürzen oder stehn.
Da gibt es kein Inmitten,
Drin Luft und Leid verwehn.

Ich faß mit beiden Händen
Mein Herz wie einen Krug.
Mehr kann ich nicht verpfänden —
Es sei dir, Herr, genug.

Und geht auch dies in Scherben,
So laß ein Splitterlein:
Ein Tränchen möcht beim Sterben
Noch aufgehoben sein.

Und dann ist alles fertig,
Was irdisch Zeichen trug.
War etwas sternenwertig,
Rinnt's heim in deinen Krug.

Wir sind nur kleine Töpfer
Und kneten Rot der Straß.
Du formst und füllst als Schöpfer
Und teilst nach großem Maß.

„Mein blauer Kalender“ (Atlantis-Verlag, Zürich)

Freunde der Dichtung! Wir haben eine Werkstatt ausgeleuchtet, und Sie haben etwas von Freud und Schmerz eines Mitmenschen vernommen. Sie sehen, wie dicht beisammen Licht und Schatten wohnen können. Lassen Sie mich unsere Stunde mit einer Ballade beschließen, welche uns in die Heimat der oft vernommenen Mundart zurückführt.

Sie beginnt heiter und endet ernst und gilt dem Ausmarchen. Wie ich glaube, daß bei einer redlichen Grenzberreinigung beider Bereiche, der Mundart und der Schriftsprache, eigentlich beide Teile gewinnen, so möge Ihnen meine Ballade vom „Maarchelauf“ aufzeigen, daß es dabei stets auf den ganzen Einsatz des ganzen Menschen ankommt, der sich für seine Landsmannschaft verantwortlich weiß. Einer für alle — als Kämpfer und Sänger.

Maarchelauf

Der Güggel isch halt schuld, der gfrääßig, fuul und feist,
As hüt der Urnerbode ob Linthel deewäg heißt.
Ja, uhni¹ üüf're Läufer, der trüü und bäumig Ma,
Fieng ds Urnerbiet schu währli im Fätschbachtobel a.

I sünde=n-alte Zyte händ üüfri Marchestei
Rei tüüfi Wurze gha, und drum häts Krach und Gschrei
Und Händel gy und Hüfi² und mängmal Toti schier ...
Der heilig Fridli weiß es und au der Aristler.

Chuum hät e Glarner gmächt, der Urner stah't parat
Und holt bi Nacht und Näbel das Wildheu ab der Mahd.
Und d Glarner, au nüd fuul, händ Gamstier abetreit,
Wo die vu Bürgle äne mit Bolze händ erleit.

Zletscht sind si rätig worde, es sig e=n-eländs Tue.
Mä well jez feshti Gränze, dänn heig me=n-ändtli Rueh.
Zwi Läufer felled ränne, und wo si zämechänd:
Dett sig uf eebig d March, ds Zleidwärche dänn am And.

„Wänn törfed d Läufer ab?“ fragt eine ussem Gricht.
„Sobald der Güggel chräht — und das isch Ehrepflicht!“
's isch uf em Chlause gsn, druf isch der Stieregrind
I ds Rüüf'til nid'si gange und d'Fridlilüüt a d Linth.

Der Guli³ vu de Glarner hät z fresse gha wie Bach⁴.
Es Beggli Würm und Gäärschte, das bringt er under Tach.
Der z Altdorf überänne⁵ hät truurig magri Choscht.
Und i sim Hunger inne — am drüü: er chräht bigoscht.

Der Läufer uus und druus und obsi wie der Wind,
As alli Gamstier stuuned: e Mäntsch und doch so gschwind! —
Am Linthboord unde beiteds⁶: „Jez simmer i der Chrott“ —
Bis sich der Guli ändtli, lang nachem Znüüni, rodt.

„So chräh, lust muesch a Spieß!“ Der Landesweibel seits.
Lamaschig geinet er: Güggüü! Er flüügt bereits,
Der Läufer, ja, o hoi, mit Adlerschwung dervuu . . .
Er hät der Wald und d Frutt⁷ im eerschte Narung⁸ gnuh.

Dett, wo=n=e schwarze Vogel ob Bäärg und Büchel⁹ chreist,
Wo d Alp noch hütigstags „Uf Uuder=Fittre“ heißt,
Dett gsicht mä mit em Hore¹⁰ der Urner abechuu.
Due häts der Glarner Läufer im Gmüet halt übernuh.

„Du häsch guet hürne, Urner, du häsch es Stäärnegfell¹¹ —
D wäri undrem Wase¹²! D wäri i der Hell!
Verschlüüfe möchti, säärble¹³. Es isch ja alles läg.
Ich träg di heizue, Urner, doch gib üs noch e Bläg.“

„Du Glarnermannli chüüchisch und bisch ja uhni Schnuuf.
So eine wett mich schleigge, der stozig Stuz duruuf?
Bisch goppel¹⁴ nüü bi Trofcht. He, wänns erbättle witt —
Nach sibe Stunde Ränne pertreit mä schu e Ritt.“

„So wyt es halt noch¹⁵ langet! D Urner, gib mer d Hand:
So wyt, gäll, gisch mers umme, das ring erlosse Land.“
Der Ehrema vu Schäche, der hät Erbäärmisch gha.
So geht der Lauf um Bode uf Tod und Läbe=n=a . . .

Er hät schu mängi Buurdi und uunig¹⁶ Trämmel¹⁷ treit,
Er buggelet der Urner, bis d Chraft, bis ds Häärz verseit.
„Jez noch e Fläre¹⁸ Wald, jez noch das fastig Guet¹⁹!“
Er hät i d Lippe bisse, und use tschodret²⁰ ds Bluet.

Jez rüeft er nümme Hü! der Ryter ufem Gnigg.
„Du schindisch dich ja z Tod!“ Er gspüürt im Gleich²¹ e Zwigg:
„'s isch glych, wänn nu mi Grabstei der Glarner Marchstei wird.
Wär lust e rüüdigs Schaf — der Härrgott isch mi Hirt!“

Im Farechruut da chnüündlet der Urner lang im Grüüt²²
Und hürnet: „Chänd²³ mit Schuufle und mit em Ehrüüz, ihr Lüüt,
Sächs Schueh tüüf grabed ds Loch, so stahst er fescht, der Stei!“
Isch das e Tuuchzer gsy? Isch das e letschte Schrei?

Zwi Landammann chänd und Weibel, Rät und Lüüt.
's isch jede volle Gwünder. Doch d Bäärgler säged nüüt.
Die Träne i de Bärte händ alles eim verzellt:
Di eine händ der Bode, di andre händ der Held.

Aus dem Gedichtband „Brinelisgärtli“ (Tschudi & Co., Glarus)
Sprechplatte-Verlag: Phonogramm-Archiv der Universität Zürich

¹ ohne. ² Beulen. ³ Hahn. ⁴ im Überfluß. ⁵ drüben. ⁶ warten sie. ⁷ Felshang.
⁸ Anlauf. ⁹ Hügel (Bühl). ¹⁰ Horn. ¹¹ unverdientes Glück. ¹² mit Gras bewachsene
Scholle. ¹³ jechen, dahinsterven. ¹⁴ fürwahr. ¹⁵ noch. ¹⁶ riesig. ¹⁷ Baumstämme. ¹⁸ Fezen,
Stück. ¹⁹ Wiese. ²⁰ schäumt, quillt. ²¹ Gelenk. ²² Reute (durch Rodung entstandene
Lichtung). ²³ kommt.